

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

139 (25.5.1920) Turn- und Sport-Zeitung des Karlsruher Tagblatts

Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Splittler.

Von Albrecht Dreifuss (Karlsruhe).

Der Zeitehrer unaufhaltsam tickend: den in den Tag hineinlebenden eine Warnung, den Strebsamen ein Ansporn, den Lebensmüden ein Traß.

Bedeutende Persönlichkeiten prophezeiten nach Kriegsausbruch einen baldigen Frieden. Es ist nicht immer ein Nachteil, unbedeutend zu sein.

Schach ist ein wohl tausende von Jahren altes Spiel; doch wie kein anderes legt dies wundervolle Spiel die Macht des Bauernstandes klar: weder König noch Königin können ziehen, wenn Bauern nicht will!

Nicht jeder, der gepflegte Nägel besitzt, ist würdig, eine treue rauhe Arbeiterhand zu drücken.

Erziehung genossen zu haben heißt noch lange nicht: erzogen sein.

Auch mit schlechter Tinte kann man gute Gedanken niederschreiben.

Maßgebender Unterschied: von der Kunst oder für die Kunst zu leben.

Der Millionär.

Von Richard Nieß.

Matthias Fisch, geboren den 2. April 1880. Matthias Fisch, ehemals Stellener, alsdann nach der Verheiratung mit 20.000 Mark und der Charakterisierung Minna Gumbelwald — Besitzer des Kolonialwarengeschäftes M. Pimplingers Nachfolger.

Matthias Fisch... aber so fängt man schließlich keine Geschichte an.

Sondern so: Er war, Ende 1914, ein stämmiger, muskelfester Mann ohne Embolpoint, aber mit einem ziellichen Schnurrbartchen ausgestattet. So stand Matthias Fisch, stets lächelnd, hinter dem Kundentische und wickelte Schinken in Viertelportionen zu handlichen Päckchen, während Frau Minna an der Kasse saß und klingelnd immer wieder die Schublade des Selbstbedieners: „Zahle fünf Mark, wenn der Betrag Ihrer Zahlung nicht sobald hinter der Glascheibe erscheint“ bediente. Abends schüttete man dann das Ergebnis der Tagesarbeit auf ein Zählbrett und addierte den gewonnenen Betrag mit dem im Gehraut verwahrten Geldern zu einer den Bedarf an Zahlungsmitteln niemals erreichenden Summe. Dem Leser möge die Tatsache nicht länger verheimlicht werden, daß Fischs knapp vor der Pforte standen. Dies Dezember 1914.

Da wurde, ein Jahr später, der Eierjag „Dottergleich“ erfunden, von Fisch hergestellt, bei Pimplingers Nachfolger verkauft und... und Fischs ungeliebte das Metier, gewonnen dann setzen Boden unter den Füßen und erklommen den Berg des Kapitalismus, auf dem sie sich bis ins Millionärsgelände hochschwangen... (wenn das nicht schon gesagt ist...).

Nun bekam Fischs Staatlichkeit die Folie der Wohlgelehrtheit. Ein Schmeichelein, umspannt von glühender Liebe, bewies, daß man was war und was hatte, Diamantringe, den auf geschickte Kapitalanlage, und Frau Minnas Kropf wurde von den Bewunderern ihrer erstgenannten Perlen gern übersehen.

Nun war aus der Dreihundertwohnung ausgezogen, schaffte sich Kabin, Diener, Hausmädchen und Masseturin und — auf dringenden Rat dieser Dame — keine Kinder an. Man kaufte sich bei Marins (Werktstätte für Innenarchitektur) eine Einrichtung, lernte, daß alte Bilder manchmal noch wertvoller seien als neugelegene und hielt sich außer dem Grammophon einen Weichstein und einen perfekt selbstspielenden Kapellmeister. Die Seifenfrüchte, die heftig gewordene Zimmerzier des früheren Lebens,

lagen fortan in Auffügen aus edler Silberfiligranarbeit und netten — wie einst Karl und Schürski, die Spealn — nun den Perretentenor Grüneberg und den Komiker Junger, die Frau Fisch sich für ihre offiziellen und inoffiziellen Tee-Nachmittage hielt.

Fisch war ein gemachter Mann. Er wurde nur zweimal wegen Buhers bestraft und buchte die 1200 Mark unter Geschäftspfeifen. Es war ihm nachgewiesen worden, daß er 10 Penner „Dottergleich“, die ihm 883 Mark gekostet, um 12.000 Mark weiterverkauft hatte. Und: Gerechtigkeit mußte sein!

Durch die schlechten Erfahrungen gewisigt, gab Fisch, am Ende der dritten Million, sein Geschäft auf und zog sich von Eierjag, Wagenschmiede, Patronentaschen, Zeltbahnen und Fleischkonserven zurück, kaufte Kriegssaktien, die er im Spätsommer 1918 zu gutem Kurse wieder losließ, legte das freie Kapital in einem Grundstück, und, als die Niederlage Deutschlands offenbar wurde, in fremden Devisen an, hatte sein Guthaben in Zürich, Amsterdam und Kopenhagen und lebte in seiner Villa in München als gemachter Mann. Er unterstüzte die schönen Künste weiblichen Geschlechtes, meldete sich gern auf Inzerate, in denen „angehende Filmschauspielerinnen Nagen suchte“ und war mit 5 Mark Jahresbeitrag sogar dem „Künstlerbund“ beigetreten, der sich zur Unterstützung in Not geratener Dichter, Schauspieler und Maler gebildet hatte. — Da er niemals eine Zeitschrift finanziert hat, dürfte, wenn Deutschland durch seine Spartaszeit ohne allzu große Schädigung hindurchkommt, Herr Fisch ein ruhiger Lebensnachmittage gesichert sein.

Denke hat Fisch sich — wenn ich das so schön sagen darf — der Revolution in den „Nagen geworfen“. Finanzminister ist er nur ein paar Wochen gewesen und Konkursverwalter der „Heeresbestände“ auch nur so lange, wie es ihm unbedingt nötig schien. Macht Deutschland ernst und beginnt die „Enteignung“ im großen Maßstab — dann wird Herr Fisch seinem unankerbaren Vaterlande den Rücken kehren und in fremdem Lande leben, auf gutem Nährboden sesshaft, in einer Stadt, in der er, ohne erziehen zu müssen, wenn er an Deutschland denkt, das Wort — „Schieber“ aussprechen darf...

Kleines Feuilleton.

Kinders und Märchenfilme. Die sehr rührige „National Motion Picture League“, die in Newyork mit finanziell auf's Beste gerüsteter Kraft der Aufgabe nachgeht, die Völkspiele kulturell und erzieherisch auf eine höhere Stufe zu heben, haben einen Aufruf an alle Filmschriftsteller veröffentlicht, in dem sie diese auffordern, einmal ihre ganze Kraft darauf zu verwenden, ausgeproben Kindersfilme zu schreiben, die den Kleinen laute Freude bringen, ohne ihr kindliches Gemüt zu verletzen und die garten moralischen Anlagen zu gefährden. Udele Woodard, die Vorstehende der genannten Filmliga, sagt in diesem Aufruf jedem Autor, der bereit ist, diesen edlen Tendenzen nachzugeben, die, auch finanziell, tatkräftige Unterstützung ihres Bundes zu. Die bisherigen Kindersfilme hätten völlig ihren Zweck verfehlt; man schuf durch sie wohl ein „kindliches Theater“, aber keine Jugendlust, wie sie die Völkermärchen so reich und erzieherisch zu spenden wissen. Es wird deshalb auch besonders angeordnet, die Ideen eben dieser uralt und doch ewig neuen Märchen zum Ausgangspunkt der neu zu schaffenden Kindersfilme zu nehmen. Nur in dieser Weise könne in das wahre Kinderreich Eingang gefunden werden. Neben den Völkermärchen kämen übrigens auch die zahlreichen „ersten Geschichten“ in Betracht, die den Unterrichtsstoff der unteren Klassen in den überall in Amerika eingerichteten Kindergärten nach Fröbel'schem Muster bilden. Schwierig sei es in diesem Fall nur, im Hilde den gleichen pädagogisch fruchtbaren Ausdruck zu finden, der von der mündlich erzählenden Erzählweise verhältnismäßig leicht zu treffen sei. Allerdings wäre gerade hier im Fall des Gelingens ein ganz neuer Stützpunkt

für alle Versuche, eine eigene, spezifische Kultur des Lichtbildes zu schaffen, gegeben, und deshalb die neue Aufgabe wohl des Schweißes der Edelsten wert.

Neu entdeckte Tropfsteinhöhlen auf der Schwäbischen Alb. In der Nähe des durch Hauff's Dichtung bekannt gewordenen Richtensteins befindet sich mitten im oberen Weißjura der Schwäbischen Alb Württembergs größte Höhle, die „Nebelhöhle“ benannt, von der die Sage behauptet, sie habe dem flüchtigen Herzog Ulrich zum Aufenthalt gedient. Zwei Wanderer, die der 200 Meter langen Höhle einen Besuch abstatteten, machten durch Zufall die Entdeckung, daß sie nur den Teil einer um etwa das Doppelte größeren Höhle bildet, die durch einen Dedeneinsturz vor langen Jahrhunderten in fünf Hallen gegliedert wurde. Etwa 180 Meter in südwestlicher Richtung ziehen sich die nun aufgefundenen vier weiteren Hallen hin, die von verschiedener Größe sind und sich alle durch die wunderbaren Tropfsteinbildungen auszeichnen. Bei einer durchschnittlichen Höhe von 6 Meter wachsen rundum Tropfsteine bis zu 8 Meter Höhe wie Bäume in einem Wald, auch der Boden ist von schneeweißer Tropfsteinmasse bedeckt, was einen feenhaften Anblick gewährt. Daß der Einsturz der Decke bereits vor sehr langer Zeit erfolgte, ist unsicher aus den auf den Einsturzblöden gewachsenen Tropfsteinen zu schließen, die bereits eine Höhe von etwa 2 Meter erreichten. Eine wissenschaftliche Untersuchung der neu entdeckten Höhlen steht noch aus, wird aber ohne Zweifel nicht lange auf sich warten lassen und bringt vielfach noch weitere wertvolle Ergebnisse.

Der fliegende Doh. Eine Reihe angelegender chinesischer Erzählungen aus der Novellenammlung „Kian-Dschai-Dschih“ teilt Walter Strzoda in der Monatschrift „Der Neue Orient“ in Uebersetzung mit. Ein Stück chinesischer Volksweisheit liegt in der folgenden geborgen, die „Der fliegende Doh“ betitelt ist: „Ein Bäuerlein aus meinem Distrikte hatte einen schönen starken Dohjen gekauft. Nun träumte ihm in einer Nacht,

der Doh hätte zwei Flügel bekommen und wäre davon geflogen. Sein Bruder hielt das für kein gutes Zeichen und fürchtete, das Tier würde eingehen. Schnelligt nahm der Bauer einen Strid und zog es zum nächsten Marktflecken, wo er es mit Verlust verkaufte, den Erlös wackelte er in sein Taschentuch, das er am Arme festband. Auf dem Heimweg — er hatte schon die halbe Strecke hinter sich — bemerkte er einen Falken, welcher graufam auf einen Hasen losbrach. Näher gehend, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß es ein zahmer Vogel war; denn er ergriff nicht die Flucht. Ohne zu zaudern, nahm der Bauer sein Taschentuch herunter, band ihm die Flügel zusammen und befestigte es, mit dem Silber und dem Falke zusammen, wieder am Arme. Der Falke schlug, in dem Bestreben, sich zu befreien, mit den Flügeln und zerrie und hatte an seinen Fesseln, während unser Bäuerlein in seiner Seelenruhe nicht daran dachte, auf den Vogel zu achten. Da plötzlich erhob er den Vogel zu die Lüfte, das Geld mit entführend! Ein alter Spruch lautet: Seinem Schicksal kann niemand entfliehen. Auch dieser Bauer mußte zu seinem Schaden erfahren, daß man an Kräumen nicht denken dürfe. Wenn er nicht begierig gewesen wäre, auch den herrenlosen Falken zu fangen, wie hätte ihm unterwegs der verführte Doh so plötzlich entfliehen können?“

Humor.

Der Spezialist. Wie kommen Sie eigentlich in die Reichsgerechtsstelle, Herr Doktor? Sie haben doch deutsche Literatur studiert? Ja, aber ich habe eine Doktorarbeit über Körner geschrieben.

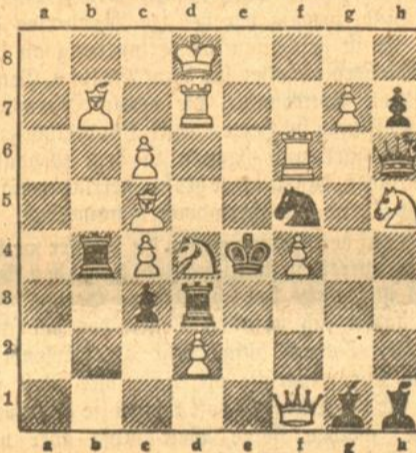
Ausflieg. Ich hab's immer gesagt: der Franz Brings's zu was in der Stadt! Mit drei Mark im Tag hat er angefangen, jetzt schreibt er, daß er fünfzehn Mark kriegt als Erwerbsloser.

Der Schmeichelein. Herr (vor dem Affenfähig im Zoo zu einem hübschen Fräulein): „Darf ich Ihnen einen Kuß geben? Ich möcht' mal ausprobieren, ob diese Tiere wirklich alles nachmachen.“ (Aus den „Magd. Bl.“)

Schachzeitung des Karlsruher Tagblattes.

Aufgabe Nr. 426.

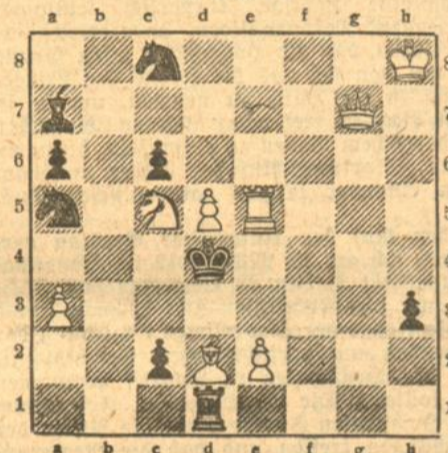
S. Janet, New-York.



Mat in zwei Zügen

Aufgabe Nr. 427.

S. Seecl.



Mat in drei Zügen.

Die beiden obigen Probleme erhielten im Schachturnier der Britischen Schachproblematikgesellschaft den 1. Preis für Amateure und Dreifachler.

Partie Nr. 192.

Zum Gedächtnis des kürzlich im hohen Alter verstorbenen Schachmeisters E. Winawer, der zur Zeit seines höchsten Könnens in den achtziger Jahren selbst Steins mit Erfolg bestämpft hat.

Mitteltambit.

Internationales Turnier zu Berlin 1881.

E. Winawer.		S. Riemann.	
1. e2-e4	e7-e5	10. Sd2-c4	La5-b6
2. d2-d4	e5xd4	11. h2-h4	
3. d4xd4	Sb8-c6	Solch frühzeitige Bauernvorstöße bilden eine Eigentümlichkeit des Stils von Winawer.	
4. d4-e3	Lf8-b4	12. Sg8-e7	
5. e2-e3	Lb4-a5	13. Sg7-e6	
6. De3-g3	Dd8-f6	13. Sc4xb6	a7xb6
7. Le1-f4	d7-d6		
8. Lf1-b5	Lc8-d7		
9. Sb1-a2	h7-h6		

14. Lf4-e3 Sc8-e6
15. Lb5-e2 Ld7-e8
16. Sf3-d2 0-0-0
17. h4-h5 Sc6-f8
18. a2-a4

24. 0-0
Hierdurch ist mit dem Eingreifen des zweiten Turmes der Gewinn für W. gesichert.
25. Tf1-a1 Sf8-e6
26. Le2-g4 Sc6-c5
27. Sd3-d4 De7-a7
28. Dg3xd6! Matrohung durch Ta8+ und Ta7+.
29. Sd2-c4 De7-a7
30. Sc4xb6+ aufzugeben.
e8 drohte Lb6:

Die Untertunnelung des Narmekanalals.

Der Gedanke, England durch einen unterirdischen Tunnel mit dem Kontinent zu verbinden, ist mehr als ein Jahrhundert alt. Im Jahre 1802 ließ sich beim Königl. Bonaparte ein französischer Bergingenieur melden und unterbreitete ihm einen solchen Plan. Doch Bonaparte erkannte nicht die Bedeutung dieses Projektes, er sah nicht, welche eine mächtige Waffe sich ihm da darböt, eine Waffe gegen seinen zähesten Gegner, der im Westen fast auf Schwelweite entfernt stand, trotzdem aber unerreichbar blieb und, wie Napoleon dachte, nur im fernen Osten, in Indien, tödlich getroffen werden konnte.

So blieb denn das Tunnelprojekt zunächst unausgeführt: zu weit eilte es seiner Zeit voraus. Und was hatte es im Grunde für einen Sinn in einer Zeit, da es noch keine Eisenbahnen und keine Automobile gab, da man den Massentransport im modernen Sinne des Wortes überhaupt noch nicht kannte — was hatte es für einen Sinn, einen kostspieligen festländischen Verkehrsweg nach England zu bauen, auf dem sich doch nur vereinzelt Postkutschen, Chaisen, Reiter und Fußgänger hätten bewegen können?

Doch das Projekt wurde nicht vergessen, und immer wieder tauchte im Laufe des 19. Jahrhunderts, namentlich in seiner zweiten Hälfte, der Plan einer festen Verbindung Englands mit dem Kontinent auf, meist in der Form eines unterirdischen Tunnels, gelegentlich auch in der Form einer Brücke. So abenteuerlich, ja dem Laien schließlich unaussprechlich diese Pläne auch vorkommen mögen, so relativ einfach klangen sie damals schon dem Fachmann, insbesondere nach dem in den sechziger Jahren durch den französischen Ingenieur Thomas de Gamond sehr sorgfältig ausgeführten Vorarbeiten ergaben, einmal, daß der Untergrund des Narmekanalals höchstens 65 Meter unter dem Wasserpiegel liegt, zweitens,

daß er durch eine leicht zu meisternende weiche Tonbank gebildet wird. Nun mußten auch die letzten technischen Bedenken fallen. Nach dem Voranschlag Gamonds sollte der 34 Kilometer lange Narmekanal höchstens auf 400 Millionen Franken zu stehen kommen, also um einige Millionen weniger als der Suezkanal (dessen ursprüngliche Baukosten 427 Millionen Franken betragen). Welch enorme Vorteile allgemein kultureller und wirtschaftlicher Natur standen nun diesen Kosten gegenüber! Die Entfernung zwischen den zwei Hauptzentren westeuropäischer Kultur schrumpft auf höchstens fünf Stunden zusammen, keine Seefahrt und keine Seefrankheit mehr, kein (zweimaliges) Umladen der Güter und Umsteigen der Menschen, keine Seeverficherung — der Triumph des Menschen über die Natur, ihre Hindernisse, die Entfernung und die Gefahr.

Kein Wunder, daß das Interesse weltblickender Männer, die sich auch über die kommerziellen Vorteile eines solchen Bauwerkes im klaren waren, sich immer mehr diesem Projekte zuwandte. Ende der sechziger Jahre wendete sich ein französisches Komitee an das französische Parlament mit der Bitte um staatliche Subventionierung des Baues. Und bald darauf (1872) entfiel auch jenseits des Kanals die Channel-Tunnel-Company, welche die erforderlichen Mittel aufzubringen und die öffentliche Meinung zu gewinnen suchte. Die Vorarbeiten werden weitergeführt, ja es wird sogar ein beträchtlicher Probestollen auf englischer Seite im Seegrund vorgetrieben im Zuge des zukünftigen Tunnels zur Feststellung der Bodenart des Untergrundes und des zu erzielenden täglichen Fortschrittes. Auch diese Vorarbeiten ergeben günstige Resultate. Wenn trotzdem die beiden Kammern des englischen Parlaments, die sich zuerst 1882 und in der Folge wiederholt (so 1888 und 1907) mit dem Kanal-Tunnel-Projekt befassen, dieses Projekt immer wieder ablehnten, so geschah es eben wegen

wegen technischer noch wegen finanzieller Bedenken, sondern wegen eines ganz anderen Grundes: wegen der Invasionsgefahr. Erst in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg, nach Abschluß der Entente cordiale, gemannen diese Projekte auch in England an Sympathien; denn zu den allgemeinen kulturellen und wirtschaftlichen Vorteilen kamen jetzt auch strategische hinzu (gleichzeitig verminderten sich aber, seitdem der Luftkrieg anfang, ernstlich in Betracht zu kommen, die Vorteile der inländischen Lage). Allein noch immer war die Welt für die Verwirklichung des Kanal-Tunnels nicht reif. Und wenn damals, 1913, die Regierung und ihr Premier, Asquith, auch schon wesentlich günstiger dem Projekt gegenüberstanden, so war immerhin noch manches Vorurteil zu überwinden.

Inzwischen brach der Krieg aus und stellte auch dieses Projekt, wie manches andere, zurück. Kaum ist er nun zu Ende, so taucht unser Projekt wieder auf, um nun aller Voraussicht nach endlich verwirklicht zu werden. Inzwischen sind eben unsere technischen Möglichkeiten gemessen; noch klarer treten die Vorteile des Tunnels hervor, und niemand mehr imponieren heute die armseligen paar hundert Millionen (bloß neunstellige Zahlen), da wir uns allmählich an dreistellige Zahlen (Kaiser, les: Billionen!) gewöhnen, mit denen doch bisher nur Astronomen und Mathematiker operierten. Und schließlich kommt hinzu auch die — allerdings bisher nur schätzerne — Verwirklichung der Idee des Völkerbundes. Auf sie spielte in der am 6. März abgehaltenen Sitzung der englisch-französischen Gesellschaft der Präsident der Kanal-Tunnel-Gesellschaft, Baron Emil B. d'Eranger, an; er meinte, und mit Recht, daß im Zeitalter des Völkerbundes das Tunnelprojekt nicht weiter verschleppt werden dürfe, und daß die neu zu gründende Gesellschaft, in der die bisherige französische und englische Gesellschaft aufgehen sollte, sich unter die Flagge des Völkerbundes stellen sollte. Das in der Versamm-

lung anwesende Mitglied des Parlaments, Sir Arthur Hall, erklärte hierauf, daß die entsprechende Entscheidung der englischen Regierung im Laufe der nächsten Wochen erfolgen werde, und daß er nicht den geringsten Zweifel hege, in welchem Sinne dieser Entschluß ausfallen wird; denn der Bau des Narmekanal-Tunnels werden keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden.

So wurde denn der Traum eines Jahrhundertis verwirklicht. Einige Jahre — vier bis fünf; vorzüglichere meinen: sieben bis acht — werden vergehen, und mühe- und gefahrlos wird man in wenigen Stunden in einem elektrischen Zug von Paris nach London reisen — die Utopie Kellersmanns, der Atlantische Tunnel, wird sich im Kleinen verwirklichen. Gewiß, den Reiz der Geschwindigkeit bietet die Ausführung des Narmekanal-Tunnels heute, im Zeitalter des Aeroplans, nicht mehr; auch ohne Tunnel kann man heute schon London morgens verlassen, in Paris zu Mittag essen und abends wieder im Londoner Klub von seinen Pariser Erlebnissen erzählen. Aber die Sicherheit, die Bequemlichkeit und die Billigkeit des neuen Transportweges, vor allem aber seine Eignung für Massenverkehr, sichern ihn auch heute noch vor der Konkurrenz der andern raschen Transportmöglichkeiten. Dieser Tunnel ist nicht nur ein Zeichen der Verfestigung der nationalen Volkswirtschaften, sondern auch ein Zeichen der Völkervereinigung, nicht zuletzt eine Forderung der Demokratie: denn für lange Zeiten wird der Flugverkehr den Reichen vorbehalten bleiben, im Tunnel aber werden Reiche und Arme mit dem gleichen Komfort und im gleichen Tempo befördert werden, daneben aber wird der Tunnel dem Transport jener Güter dienen, für die der Luftverkehr, soweit man heute sehen kann, überhaupt nicht in Frage kommt.

Aus der „N. Züricher Ztg.“

